

Advent predigen für Menschen, die (nicht) warten können

Prof. Dr. Helmut Schwier, Theologisches Seminar, Kisselgasse 1, 69117 Heidelberg,
helmut.schwier@ts.uni-heidelberg.de; Diese Adresse gilt auch für: Balzer, Böckmann, Imwalle

Prof. Dr. Christine Wenona Hoffmann, Fachbereich Ev. Theologie, Norbert-Wollheim-Platz 1,
60323 Frankfurt/M.; c.hoffmann@em.uni-frankfurt.de; Diese Adresse gilt auch für Pölzer

Mitarbeit: Mathias Balzer, Christine Böckmann, Christine Wenona Hoffmann, Henrik Imwalle,
Silvie Pölzer und Helmut Schwier

Kaum eine Adventspredigt, die nicht „Advent“ als „Ankunft“ erläutert und die Adventszeit als Zeit des Wartens! Wenn sich dann noch konsumkritische Rundumschläge anschließen, kann man sicher sein, die Aufmerksamkeit und Bereitschaft vieler Hörenden überzustrapazieren. Wer nicht über abstrakte Allgemeinheiten sprechen will, kann in der Predigtvorbereitung einmal das Warten bedenken und ausloten. Die Verfasserinnen und Verfasser dieses Beitrags haben es ausprobiert und verschiedene Aspekte des Wartens erkundet.

Aspekte des Wartens

Warten kann eines der schönsten Dinge auf der Welt sein: Wenn man auf etwas wartet, von dem man relativ sicher ist, dass es in Erfüllung geht wie das Erwarten eines geliebten Menschen, eines Kindes. Warten kann einen aber auch zerreißen, wenn man auf die Nachricht aus dem Krankenhaus wartet, ob das Familienmitglied die OP überlebt hat. Warten kann zermürben, kann müde machen, wenn man schon so lange auf Erfüllung wartet, wenn Hoffnung schwindet.

Warten heißt aushalten können, heißt etwas zugemutet bekommen, heißt Verzicht üben, z. B. auf Kontrolle, auf das Sichern der Zukunft. Je länger das Warten, je größer der Druck, dass ich nun endlich etwas tun muss, desto größer wird die Gefahr, dass ich falsche Kompromisse eingehe, meine Prinzipien fahren lasse. Ich hoffe, dass ich merke, wenn meine Erwartungen zum ewigen Warten und mein ewiges Warten zum passiven Dauerzustand wird.

Im Warteraum: Ich warte, kann nichts machen, kann nichts beschleunigen. Ich lenke mich ab, aber das bleibt vergeblich und leer. Wann werde ich endlich aufgerufen, mit Namen genannt?

Warum können wir heute so besonders schlecht warten? Haben wir deswegen nichts mehr zu erwarten? Mitunter entscheiden sich Menschen gegen das Warten, obwohl sie ahnen, dass zu warten tatsächlich die bessere Option wäre.

Zu warten ist auch ambivalent: manchmal eine Tugend, manchmal eine Untugend. Wie kann ich entscheiden, ob Geduld oder ob Handeln aus Ungeduld gefragt ist? Wann bestimmt mich Geduld und wann Trägheit? Der Aufruf zu Geduld ist leichter für Menschen, die es sich leisten können, für die Menschen aus „Happyland“. (Dieses Wort hat Quinon Ceasar in seiner stark diskutierten Kirchentagspredigt verwendet und so erläutert: „Happyland, das ist ein Wort von Tupoka Ogette, die damit beschreibt, wie sich Menschen fühlen, die keine Diskriminierungen erfahren und die auch nicht sehen, dass andere sie erfahren.“) Andere können es sich nicht leisten abzuwarten. Kann ich warten, wenn das Unrecht zum Himmel schreit?

Warten, abwarten, erwarten

Ein bloßes Abwarten ist elend. Es zerdehnt die Zeit, führt zur Langeweile und zu ständigen Ablenkungen oder zum Verzweifeln angesichts permanenten Unrechts oder großer Enttäuschungen.

Im Erwarten ist dagegen eine Hoffnungsperspektive eingeschrieben, beim Warten nicht unbedingt. Erwartungen können zwar enttäuscht werden, aber ein Kind zu erwarten in Vorfreude (und bleibender Unsicherheit) impliziert das Vorhandensein der Bereitschaft, dass sich dadurch nicht etwas, sondern alles verändert. Dass alles neu wird, nichts mehr – z. B. in einer Familie – bleibt, wie es früher war. Wer erwartet, ist nicht fixiert durch Vergangenheit, sondern offen für die Zukunft.

Die Botschaften der Predigttexte

Die adventlichen Predigttexte dieses Jahres beginnen mit Ps 24. Des- sen Schlussverse sind liturgisch mehr als geläufig und im bekanntesten Adventslied verarbeitet: Macht hoch die Tür, die Tor macht weit. Der Psalm beginnt aber mit einem Bekenntnis: Die Erde ist des Herrn. Alles, was lebt, verdankt sich dem Schöpfer des Kosmos und allen Seins, der wiederum einen konkreten Ort der Anbetung, des Segens und der Gerechtigkeit hat. Sich dem zu nähern, braucht Vorbereitung und Selbstprüfung. Der Psalm fragt mich: Gehörst du zu dem „Geschlecht, das nach ihm fragt, das da sucht dein Antlitz, Gott Jakobs“ (V.6)? Wartezeit dient der Vorbereitung, ist aber nicht leer, sondern erfüllt von der Aufgabe, Gottes Angesicht zu suchen. Das kann im Gottesdienst geschehen, wenn ich Andreas Hammerschmidts Motette „Machet die Tore weit“ höre und seine Klänge mit dem Körper spüre, wenn ich Gottes Einzug in die Welt mit Ps 24 mit den anderen bete oder wenn ich Mt 21 höre und in der Erzählung miterlebe oder wenn wir gemeinsam rufen: Dein Reich komme. Das kann im Alltag geschehen, wenn ich Gottes Angesicht in den

Menschen entdecke, die mir begegnen, gerade auch in denen, die mich stören und herausfordern.

Am 2. Advent wird es apokalyptisch (Apk 3,7–13), weil der Gott, dem die Erde gehört, sein Volk in eine bedrohliche Umwelt sendet. Auch hier begegnet die Symbolik von der Tür, die nun Gott öffnet und schließt. Gottes Volk in Gestalt der Gemeinde von Philadelphia hat Gottes Wort treu bewahrt, muss aber nun Geduld lernen in Zeiten der Anfeindung und der Lüge. Wartezeit erfordert Geduld und Ausdauer: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns. Diese Wartezeit zielt auf Überwindung: „We shall overcome ...“, denn die Hoffnung auf das neue Jerusalem mit neuer Gemeinschaft über alte Grenzen von Menschen und zwischen Gott und den Menschen hinaus verleiht Resilienz und Energie. Gottes Volk erwartet Gott selbst. Der begrenzt und erfüllt die Zeit durch Ewigkeit. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Der Predigttext am 3. Advent lenkt den Blick auf Jesus und den Täufer (Mt 11,2–10). Der Prophet des nahen Weltendes und der politischen Predigt liegt gefangen und hat das Martyrium vor Augen. Verzweifelt er an Jesus? Erwartet er endlich das sichtbare und alles verändernde Eingreifen des Kommenden? Jesus bekräftigt in seiner Rede über den Täufer dessen Bedeutung und dessen herrschaftskritische Botschaft. Das Schilfrohr mag die Menschen damals an Münzen des Herodes Antipas erinnern haben und an dessen Schwanken nach außen und Unterdrückung nach innen. Die Leute in weichen Kleidern wohnen im Happyland; dort sind jedoch weder der Täufer noch Jesus. Aber gegenüber dem Drängen auf das Ende antwortet Jesus mit der Prophetie Jesajas, also mit Heilung, mit Lebendig-Werden, mit dem Evangelium, das er selbst ist und verkörpert. Weise lenkt er die Fragenden: Sagt Johannes, was ihr hört und seht (V.4). Jesus träumt nicht vom Weltende, sondern erkennt in der Verzögerung Gottes Gnade und Verschonen samt dem Auftrag zu Heilung, Liebe und Vergebung: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Damit sollten die Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu nicht warten, sondern täglich neu anfangen.

Der 4. Advent, der bekanntlich in diesem Kirchenjahr auf den 24. Dezember fällt, sieht als Predigttext Jes 62,1–5 vor. Zion, die Verlassene und Einsame, erwartet in Kürze neue Liebe und Erfüllung – gebündelt in der mystisch rezipierten Metaphorik von Braut und Bräutigam. Die angespannte und sich gleichzeitig aufzulösen drohende Erwartung vom Ende des Kirchenjahres (Mt 25,1–13; „Wachet auf, ruft uns die Stimme ... wohlauf, der Bräut'gam kommt“) klingt hier neu an, verbindet das Ende mit dem Anfang des Kirchenjahres und eröffnet gleichzeitig den Jahresweg neu bis zum Ende.

Die Predigttexte reflektieren auf ihre Weise die Zeit des Wartens als Erwarten der Zukunft, die am Ende immer (!) durch Gott bestimmt ist und gleichzeitig die Gegenwart qualifiziert, also mit Zuspruch, Korrektur und neuen Aufgaben füllt. Darüber wird die adventliche Predigt nicht informieren, sondern Entdeckungen ermöglichen.

Alle Jahre wieder – aber neu

Entdeckungen zu ermöglichen, kann die adventliche Predigt vor allem zusammen mit der konkreten Praxis der Gemeinde vor Ort. Hier kann das Warten als Erwarten von Gottes Zukunft eingeübt werden. Ein allgemeines Lamento, dass (junge) Menschen heute nicht mehr warten könnten, ist dabei nicht nur kontraproduktiv, sondern auch unzutreffend. Mit dem Warten verbinden alle eigene Erfahrungen. Das aufzunehmen und anzusprechen, ermöglicht wiederum Einsichten in Fehlentwicklungen.

Zum spirituellen Einüben zählt auch der Verzicht, aber als Verzicht auf Kontrolle. Konstruktiv geht es also um das gemeinsame (!) Einüben von Vertrauen und des Entdeckens und Nutzens von individuellen, parochialen und diakonischen Handlungsspielräumen. Dabei werden möglicherweise eigene Erwartungen enttäuscht, aber ich gewinne dafür neue Freiheit und Zuversicht, weil die Zukunft Gott gehört. Dadurch wird sie überraschend, macht neugierig und lässt mich den Advent auch als „Abenteuer“ erleben. (Vgl. Helmut Schwier: Gottes Menschfreundlichkeit und das Fest des Lebens. Beiträge zur liturgischen und homiletischen Kommunikation des Evangeliums, Leipzig 2020, 465–469.)